

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 221.

Mittwoch, 22. September.

(1915.)

(92. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuyß.

Ein Bild ruhiger, sicherer Bornehmheit, stand die Marquise inmitten des Raumes und ihr Stimmchen kauselte: „Ich bitte, mich den Damen vorzustellen.“ Und mit einem Male befand sie sich dicht vor der Gräfin und lispelnd hauchte die kleine Dame: „Wie ich mich freue, ich hatte bereits das Vergnügen in Scheveningen.“

Die Gräfin verbeugte sich mit starrem Gesicht, auf so viel Frechheit war sie nicht vorbereitet.

„Ich freue mich doppelt, da ich Ihnen noch etwas, das Sie mir liehen, wiederzugeben habe, ich mußte plötzlich abreisen damals und vergaß es in der Kiste“, zirkte die Marquise. „Meine Sendung, die ich Ihnen von Paris aus machte, kam leider als unbestellbar zurück.“

Konnte die Person lügen!

Und die sanfte Stimme flüsterte weiter: „Ich habe das Geliehene bei mir in Wiesbaden, ich sende es Ihnen gleich in den nächsten Tagen, ma chérie“, nun nahm sie Platz, die starre Taffetseide ihres schwarzen Kleides knisterte wie halb verhaltenes, spöttisches Richern. Beinahe ward die Gräfin durch das sichere Benehmen der Französin irre. Hatte sie ihr nicht vielleicht doch unrecht getan mit ihrem Mißtrauen? Aber nein, die vielen Ringe der grand-mère bewiesen klar das Gegenteil, und es würde der würdig Aussehenden gar nicht einfallen, ihre Schuld zu bezichtigen, ebensowenig wie bei dem Kontheer van Moelen und bei der Baronin Stelfeld und den anderen, denen sie sämtlich den echten Ring verpfändet. Wie gern hätte sie der gepuderten Marquise die Maske vom Gesicht gerissen, aber das durfte sie nicht hier in der Wohnung der Exzellenz. So schweig sie denn und beteiligte sich nur wenig an der Unterhaltung, die sich zwischen Frau von Eber und der Marquise entspann. Wie komisch die zarte Glockenstimme und die hohen Schrilktöne gegeneinander klangen!

Frau Professor Walter rückte mit ihrem Stuhl näher an die Gräfin heran und begann mit ihr zu plaudern. Die verwitwete Frau Professor Walter, eine geborene von Löwensprung, konnte ihre adlige Geburt nicht vergessen. Sie nannte sich nur „Walter von Löwensprung“ und wollte von Bürgerlichen nicht viel wissen. Sie war sehr reich, allerdings nur durch ihren toten bürgerlichen Gatten, da sie aber von ihrem Elternhaus aus viele Beziehungen zu verschiedenen Personen des Hochadels hatte, so verkehrten, mit wenigen Ausnahmen, fast gar keine Bürgerlichen bei ihr. Ein Prinz Tettenheim-Sudendorf von der reichsummittelbaren Linie, den sie noch aus ihren Mädchentagen im Vaterhause kannte, war darunter. Der galt ihr als Prototyp der Bornehmheit. Alles, was er tat, war bewunderungswürdig, und wenn man sich mit Hermine Walter unterhielt, wurde man von ihr davon überzeugt, der liebe Herrgott sei eigentlich ein Pfuscher, weil er nicht lauter Prinzen geschaffen.

„Geradezu feudal steht die Marquise aus“, bemerkte letzte Frau Hermine Walter von Löwensprung, „der echte Typus einer verfeinerten Klasse. Wenn man keine

Ahnung hätte, wer die Dame ist, so käme doch niemand auf die Idee, sie in die Rubrik Müller oder Schulze einzureihen.“ Und lauter fügte sie hinzu: „Prinz Tettenheim äußerte neulich, ich hätte den rechten Blick, echte Bornehmheit von unechter sofort zu unterscheiden.“

Die Gräfin amüsierte sich innerlich, denn daß die Marquise ebenso wertlos war wie ihre Ringe, daran zweifelte sie nicht.

„Sagen Sie, Gräfin, reitet Ihr Neffe und Schwagerjohn in den Monaten nächste Woche mit?“ schrilkte Frau von Ebers Organ herüber.

Der Gräfin stieg das Blut ins Gesicht. Solch einer Taktlosigkeit war doch nur die Eber fähig. Doch ehe sie noch eine passende Antwort fand, lächelte die mumien-gleiche Alte: „Verzeihung, ich vergaß, in unseren Kreisen sind gelöste Verlobungen Ausnahmefälle, daher meine Vergeßlichkeit.“

Frau Hermine Walter fühlte sich jetzt veranlaßt, der Gräfin zuzuraunen: „Prinz Tettenheim sagt, auf ihn wirkt die alte Eber wie ein Brechmittel.“

Die Gräfin verspürte gar keine Lust mehr, sich den Taktlosigkeiten der Eber anzusehen oder sich mitteilen zu lassen, welche Ansichten Prinz Tettenheim über dies oder jenes hatte. Sie zog vor, sich unter einem Vorwande zu verabschieden. Es ärgerte sie sehr, daß die boshafte Frau da vor aller Ohren noch einmal an Friedels Verlobung mit Hans rühren mußte. Alles schien bereits vergessen, da kramte die Eber wieder die alte Geschichte heraus.

In der nächsten Woche erwartete man den Kontheer van Moelen, dann sollte bald die Verlobung stattfinden. Davon ahnte Frau v. Eber nichts, denn sicher hätte sie ihr dann auch darüber irgend eine süße Nebenart zu schlucken gegeben. Friedel machte ein großes Glück, das war das Wichtigste, und sollten wirklich ein paar Klatschbasen schwärmen, man konnte es nicht hindern, häßliche Worte diktirt meist der Neid. Und doch irte die Gräfin, wenn sie glaubte, noch niemand wisse etwas von Kontheer van Moelens Person.

Raum hatte die Gräfin Sorhagen den See verlassen, da fiel bereits der Name des Holländers. Und das kam so. Die Marquise fragte, ob denn die Gräfin Sorhagen mehrere Töchter besitze.

Die Exzellenz verneinte.

Ah, dann sei die Komtesse schon verlobt gewesen.

Ja, mit ihrem Cousin.

Das gepuderte Antlitz zog die schmalen kohlschwarzen Augenbrauen hoch: „Raum glaublich, meine Damen, kaum glaublich. O, in Scheveningen flirtete die Komtesse mit einem reichen Holländer sehr auffallend. Alle Bekannten meinten, es würde eine Verlobung geben, und ich hörte, daß er, der Holländer, die Damen auf sein Schloß einlud, ja, und — die Damen sagten auch zu“, berichtete die Marquise.

Frau von Ebers Lippenloser Mund verzerrte sich wieder: „Schamlos ist diese Friedel Sorhagen, sonst hätte sie nach ihrer Erfahrung vorläufig gar keinen

Mann ansehen dürfen. Denn wenn die Sorhagens auch tun, als ob die Friedel die Sache ausgemacht habe, so ist's doch klar, daß Budenbach ihr den Kaufpaß gab, sonst würde er sich nicht so schnell mit der Schauspielerin getrüftet haben."

Erzellenz Minacher nickte. Ganz ihre Meinung; und Frau Hermine Walter sagte: „Prinz Lettenheim findet Budenbachs Verbindung mit der Bergen abgemacht."

Mehrere andere Damen folgten mit größter Aufmerksamkeit dem Gespräch, nun konnte man doch weiterfolgportieren. Friedel Sorhagen habe in Scheveningen sehr geflirtet mit einem reichen Holländer.

Jedenfalls zog der Jontbeer aber doch noch zur rechten Zeit den Kopf aus der Schlinge, sonst hätte man wohl schon etwas erfahren", sprach die eingerostete Stimme der Frau von Eber, und dann erhob sie sich: „Ich muß ausbrechen. Liebe Erzellenz, es war heute wieder sehr genussreich bei Ihnen. Adieu, Frau Marquise, es war mir ein Vergnügen. Adieu, Frau Walter."

Frau Hermine Walter von Löwenprung grüßte süßsauer: „Frau Walter" — es bereitete ihr jedesmal fast körperlichen Schmerz, wenn sie jemand so nannte.

„Auf Wiedersehen!" ihre knochendürre Gestalt stand schon an der Tür: „Adieu, Frau Schreiber." Die runde, frischgeadelte Frau von Schreiber war dem Weinen nahe.

Prächtig hatte sie es heraus, ihre Mitmenschen zu kränken und zu verletzen, diese alte Frau von Eber.

Nun gingen auch bald die anderen Damen, nur die Marquise blieb noch ein wenig. Sie wollte auf Wunsch der Erzellenz erst abends nach Wiesbaden zurück.

Als die Damen sich trennten, trug die weisklockige Moskofomarkise eine größere Geldsumme in ihrem Handtäschchen, und Erzellenz Minacher schloß sorgfältig ein Pfand in ihren Schreibtisch, den Ring der grand-mère de Coroman, die unter Robespierre die Guillotine bestieg.

Weder Erzellenz Minacher noch Gräfin Sorhagen hörten je wieder von der Marquise. Frau Hermine Walter von Löwenprung allerdings las unaufhörlich ein Jahr später in einer Berliner Zeitung von der Verhaftung einer Hochstaplerin, die unter dem alten französischen Adelsnamen einer Marquise de Coroman in größeren internationalen Bädern Beziehungen mit reichen, vornehmen Leuten suchte, um ihnen mit einem raffinierten Trick Geld abzunehmen. Eigentlich hieß sie Millet und war Kammerfrau gewesen. In Trouville hatte man sie gefaßt. Hermine Walter von Löwenprung aber kam natürlich gar nicht auf die Idee, daß diese Schwindlerin mit der Marquise, die sie bei Erzellenz Minacher kennen gelernt, identisch sein könnte. Nein, die gepuderte kleine Dame war natürlich die echte Marquise gewesen. Sie wußte ja nichts von dem Ring der grand-mère. Das war aber erst ein rundes Jahr nach der Teegesellschaft bei Erzellenz.

Vorläufig hatte die Marquise de Coroman mit ihren Worten Friedel Sorhagen etwas Schlimmeres getan, als um Geld betrogen, denn Frau von Eber erzählte in ihrer gehässigen Weise überall: Friedel Sorhagen habe sich wenige Wochen nach ihrer Entlobung in Scheveningen alle Mühe gegeben, einen reichen Holländer zu kapern, doch sei es ihr nicht geglückt. Und während Jontbeer van Moelen Briefe voll Liebe und Sehnsucht an Friedel Sorhagen schrieb, unterhielten sich die bösen Zungen der schönen Mainstadt damit, den Ruf der stolzen Komtesse ein wenig in den Staub zu ziehen.

Warum war sie aber auch gar so schön und so elegant geworden, die früher so edige und jugendhafte Friedel Sorhagen.

Ganz war in den letzten Wochen nicht mehr in Berlin gewesen, doch schrieb er häufig. Die Vorbereitungen für die Hochzeit, die auf Budenbach stattfinden sollte, hielten ihn zurück und besonders sein Training. Für das große Oktoberrennen in Frankfurt am siebenten hatte er „Gegenkind" angemeldet und hoffte, mit ihr sich

den „Preis von Bergenrode" zu holen. Im allgemeinen konnte Hans wohl mit den bei ihr erzielten Erfolgen zufrieden sein, ihre Gänge waren leicht und schön geworden, aber vor einem Hindernis überkam sie von Zeit zu Zeit noch der alte Trotz, dann stand sie bodenbeinig davor und stemmte ihre Vorderfüße eisenfest in die Erde. Ja, „Gegenkind" machte seinem Besitzer viel zu schaffen.

Gerade jetzt, da Magda sich nach ihm sehnte, sich sehnte, in seiner Gegenwart sich von ihren sie bedrückenden Gedanken zu befreien, blieb Hans fern. Gerade jetzt.

Wellmann sandte pünktlich die zwei versprochenen Logenplätze für „Baumeister Solmes".

Da saß nun Magda Bergen nach einer Pause von Monaten wieder einmal im Theater. Ganz eigen ward ihr, als sie hinunterblickte auf das sich stetig füllende Haus, auf die Balkons und Ränge, darin festlich gekleidete Damen und Herren im Smoking Platz nahmen. Operngläser wurden gezückt, Grüsse wurden ausgetauscht.

Magda Bergen hatte keine besondere Toilette gemacht. Eine weiße Spitzenbluse und ein dunkelblauer Cheviotrock mit breitem Samtgürtel hatten ihr heute genügt, und doch fiel sie selbst in ihrer Einfachheit auf und manches Opernglas richtete sich auf die Loge, in deren Vordergrund die Schwestern saßen. Gertrud und Magda sprachen wenig miteinander, die ehemalige Schauspielerin träumte von ihren Theatererfolgen und Gertruds Gedanken waren nicht viel anderer Art; sie konnte es noch immer nicht verwunden, daß ihr talentvoller Liebling um eines Mannes willen eine an Ehren und Triumphen reiche Zukunft aufgab.

Das eilige Eintreten der Logenschließerin scheuchte die beiden Schwestern aus ihren Gedanken auf. Die Frau trug ein Kärtchen in der Hand.

„Für Fräulein Magda Bergen", sagte sie, „von Herrn Wellmann, lesen Sie bitte gleich, ich soll Bescheid bringen, vor der Loge steht der Inspeizient, der hat mir die Karte übergeben."

Magda nahm erstaunt das schmale Kartonblatt entgegen.

Auf der einen Seite stand:

Arthur Wellmann

Mitglied des Theaters.

Und auf der anderen Seite:

„Ich bitte Dich, liebste Bergen, gleich mal hinter die Kulissen zu kommen, wenn Deine Schwester anwesend ist, bringe sie mit. Es handelt sich um sehr Wichtiges, der Inspeizient wird Dich führen."

Kopfschüttelnd gab Magda die Visitenkarte an Gertrud. „Ich begreife absolut nicht, es ist doch die höchste Zeit, daß die Vorstellung anfängt", meinte sie dabei.

Gertrud hatte sich bereits erhoben, ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf, so absonderlich im ersten Augenblick, so befremdend, und doch — um was sollte es sich sonst wohl handeln. Vorläufig behielt sie diesen Gedanken allerdings wohlweislich für sich, denn wenn sie zu Magda darüber ein Wort verlauten ließ, war die imstande, die Bitte Wellmanns rundweg abzuschlagen. Und das durfte nicht sein, wenn ihre Gedanken sie nicht täuschten, dann war vielleicht die Möglichkeit gegeben, die geliebte Schwester vor der Ehe mit dem langen Menschen zu bewahren.

Abwartend stand sie, doch Magda sah noch immer, ohne sich entschließen zu können. „Es wäre doch schade, wenn wir den Anfang veräurten", meinte sie endlich.

Die Logenfrau mahnte: „Gnädiges Fräulein, der Inspeizient ist ganz aufgeregt, bitte, geben Sie Antwort, er sagt, wenn Sie nicht mit ihm gehen, kann das Stück nicht gespielt werden. Und das wäre doch schade, heute ist es ja ausverkauft", setzte sie hinzu.

Das Beste hörte Magda schon nicht mehr. „Wenn ich nicht mitgehe, kann nicht gespielt werden", langsam lösten sich die Worte von ihren Rippen und plötzlich

pußte Magda Bergen, was man hinter den Ruissen von ihr wollte. „Bestellen Sie, ich komme.“

Gertrud lächelte und Magda preßte die Lippen zusammen, das, was man von ihr verlangen würde, das konnte und wollte sie nicht tun, sie hatte ja Hans ihr Wort gegeben, sie war ja Graf Rudenbachs Braut.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Dichter sind keine Kiesel, an die der schön Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß die Danten fliegen.

Jahrmarkt.

Stimmungsbild aus dem Böhmerwald von L. Masten.

Er gehört offenbar zu den stärksten Ereignissen der kleinen böhmischen Stadt. Denn ich höre, als der Gastwirt in der Vorstadt seiner Frau vorschlägt, zur Tochter zu fahren, die in der Kur in Karlsbad ist, wie sie ihm ganz empört antwortet: „Was fällt denn Dir ein — ich werd' doch am Jahrmarkt net fehl'n.“

Schon eine halbe Woche vorher kündigten drei schöne Frauipostierte Wohnwagen sein Kommen an. Sie haben zierliche Fensterchen mit zartweißen Gardinen, und ein Bild in das Innere zeugt von der adretten Sauberkeit der Bewohner.

Als Kind, wenn die grünen Wohnwagen, die man kurzer Hand als Zigeunerwagen bezeichnete, auf der Leipziger Messe erschienen, hielt ich es für eine große Gunst des Schicksals, auch einstens in solcher geheimnisvollen wandernden Burg wohnen zu dürfen. Heute konnte ich es mir nicht versagen, einen Besuch in den fahrenden Behausungen abzustatten. Hübsch ist's. Über alles Erwarten. Eingeteilt in Schlaf- und Wohnraum — eine kleine allerliebste Küche mit allem Hausfrauengerät bildet den Vorraum. Da sieht es wirklich aus wie in der Puppenküche. Alles blichblau. Und überall eine Zweckmäßigkeit aller Möbel und Geschirre, die mich in Erstaunen versetzt.

In den anderen Wagen ist der Apparat untergebracht, der nun unten vor der Rathausfront aufgestellt ist. Während des Tages der Ankunft gab's fast mehr Leben auf dem kleinen, hügeligen Marktplatz als am Tage des Marktes selbst. Die ganze Jugend des Städtchens und aller angrenzenden Dörfer umstand dieses Weltwunder, das der Besitzer stolz Biophon nennt. Die Drähte werden durch die Fenster des Rathauses in den oberen Saal geleitet, wo die Aufführungen vor versammeltem Publikum vor sich gehen. Natürlich handelt es sich gemeist um Kriegsbilder. Sie erregen das Hauptinteresse. Aber der Apparat selbst gilt doch als Höchstes, das nie aufhört, den spürenden Kinder Sinn zu unterhalten. Diese kleinen Zaumgäste ermüden nicht beim ratternden Spiel der zahllosen Räder und Hebel; am liebsten möchten sie in das Gewebe von blinkender und blinkender Kraft hineinkriechen . . . und mit-tun. Montag beginnt der Jahrmarkt. Zu Mittag steht bereits alles. Die paar Rudenreichen mit ihrem bunten Kram. Die Stellmacher mit Feldgeräten. In der äußersten Reihe die Schuhmacher . . . schlechte Geschäfte, klagen sie . . . das Leder so teuer . . . Und die Arbeitskräfte draußen vor der Front.

Das Schnittwarengeschäft der nahen Kreisstadt hat einen extra großen Stand. Da gibt's das Neueste! Bunte Dirndlkleider für die Backfische bis hinunter zu den allerkleinsten Mummern. Just steht die „Wädin“ und probiert ihrem dreijährigen Dirndl ein neues Gewand an. Neben an wird ein Gut erstanden für einen Fünfjährigen, der gut auf dem Kopf eines Erwachsenen Platz hätte. Man läuft auf Zuwachs . . . Der kleine Kerl schaut aus wie ein Pilz. Jetzt will er aber ein Gewehr haben. Das hat ihm die Mutter schon den ganzen Weg lang versprochen. „Auf wen willst' denn schießen, Hubert?“ frag ich interessiert. „No, auf alle Italiener halt“, schreit der kleine Nicht über den Markt hinweg, und die But über diese treulosen Gesellen leuchtet ihm aus dem tapferen Bubengesicht. Aber es gibt eine herbe Enttäuschung für alle Kriegesgefinnten Buben. Der Markt bringt weder Waffen noch Munition. „Ein Schicksal, das wir mit den Russen teilen“, meint ein humoristischer Buderbäder, der sich als Trostmittel

in Erinnerung bringen will. Aber bei ihm schaut's auch arm aus. Die Betsuchen bliden so bleichsüchtig in die Welt wie ein verblühtes altes Mädchen, das noch immer auf den Freier wartet. Die Betsuchen will auch keiner, — sie werden wohl den nächsten Jahrmarkt erleben. . .

Es ist 5 Uhr. Der Markt ist auf der Höhe. An allen Ruden gibt es zu tun. Hier handelt die Krämerin von der Vorstadt um drei neue Töpfe beim Spengler (Klempner), denn ihre alten sind nimmer gut genug fürs Einkochen. „Aber die Weichsel sind halt nicht gut geraten dies Jahr, denn der Regen hat gefehlt und der Sturm hat zu viel Unreifes herunterge-jagt. Dafür gab's Himbeeren auf dem Wladbasch (Weg), daß man an einem Nachmittag leichter Hand 10 Liter pflücken konnte. Und die Ribisel sind auch gut geraten!“

Vom Rathaus her tönt die Begleitmusik des Biophons, unten vorm Tor rattert der Apparat. Hunderte von Kinderstimmen streiten. Ein jedes weiß die Konstruktion besser zu erklären.

Anpreisende Stimmen der Händler, feilschende der Käufer. . . Dazwischen die melancholischen Weisen eines Ziehharmonika und das schrille Pfeifen und Quitschen einiger Scherzartikel, die mehr Unfug stiften als Freude bereiten.

Die auswärtige Landbevölkerung ist schon wieder zum Rückweg gerüstet. Einige von den Händlern sind bereits beim Einpacken. . . Es geht auf Sieben. . . Jäh wird der Markt leer. Die Risten stehen schon fast alle fest gepackt. Mit Häm-mern und Poltern stürzen die Buben zusammen. Ein paar Ochsengepanne holen das Gerät. Die Pferde sind draußen vor der Front. Und bevor der letzte Wagen über das Kopfsteinpflaster poltert, sitzt der Bürger schon wieder still über seiner Abendzeitung, die die Prager Post gebracht hat.

Nur einer wohlbekannten Schor bin ich heute nicht begegnet: den Gansen. Schen sind sie davongewatfchelt und suchen Ruhe vor dem Jahrmarktstrubel im nahen Teich, über dem jetzt die goldene Mondsilber leuchtet und ihr Bild im klaren Wasser spiegelt . . . Jahrmarkts Ende . . .

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

In einer französischen Artilleriestellung. Den Besuch in einer Artilleriestellung der Franzosen beschreibt Rudyard Kipling im „Daily Telegraph“: „Unser Automobil fuhr eine gewundene Straße zwischen Gehölz und ländlichen Hütten. Die ersten dieser Soldatenbehäufungen waren in voller Höhe auf dem Wiesengrund gebaut, aber je näher wir der Geschützstellung kamen, desto tiefer schienen die Hütten in den Erdboden zu sinken, und am Ende des Weges waren nur noch braune Dächer auf der Oberfläche des Erdreichs sichtbar. Das Schloß, das diese Waldgegend beherrscht, stand auf einer Art Terrasse. Auf den ersten Blick sah das Schloßgebäude völlig unberührt aus, doch wenn man näher zusah, erkannte man die Höhlen und Schrammen, die der Krieg verursacht hatte. Hier und da sah man ein reinlich gebohrtes Loch in den weißen Steinmauern. Am Ende eines dieser Löcher saß eine Granate. „Ja“, sagte der mich begleitende Offizier, „sie kommen öfter auch hierher.“ Zwischen den Felsen der bewaldeten Berge bellte etwas laut auf; und gleich darauf kam eine grollende Antwort. Etwas durchheulte den Luftraum hoch über unsern Köpfen, mit klagenden Tönen, aber nicht ohne Würde. Zwei ermunte, hell bellende Laute mischten sich in den Chor. „Kommen Sie“, sagte der Offizier, „betrachten wir die Sache ein wenig näher.“ Da stand ein Prachtstück von einem alten Baum, ein Baum, der würdig war, diese Parkanlage zu schmücken, einer von jenen Bäumen, zu denen die Schloßherren ihre Besucher zu führen pflegen, um ein Wort der Bewunderung zu hören. Eine Leiter führte zu einer in der Breite des Geästs hergerichteten Plattform. Schwanke im Winde, ähnlich der Vordriller eines Schiffes. Eine Telephonkabel drüllte 60 Fuß über uns. Zwei unsichtbare Kanonen hielten eine halbe Minute lang ihre feurige Rede, dann brachen sie plötzlich ab, wie an der Koppel zurückgegerete Hunde. Wir kletterten zur Höhe der Plattform empor. Da stand ein Tisch, auf dem militärische Karten lagen, und eine Art Fenster zwischen beweglichem Gezweig gestattete uns den ersten Ausblick über das Kampfgebiet. Wir erblickten eine offen gestreckte Gegend mit einigen um ein Bauerngehöft auf-

